

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 43.

Sonntag, 20. Februar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Und dabei hatte sie auch ihr Leben noch immer nicht in sichere Bahnen lenken, sich noch keine nutzbringende, befriedigende Tätigkeit verschaffen können, sie sah auch gar keinen Weg, wie sie es wohl könne — sie schlachtete verzweifelt — wenn das das Resultat war ihres ungewöhnlichen Schrittes, der sie von ihrer Heimat, von allen, die ihr lieb gewesen, schied, das Ende ihrer Hoffnungen und Wünsche, ihrer wohlüberlegten Pläne? Gegenwart und Zukunft war gleichermaßen grau und hoffnungslos für sie — lohnte es denn überhaupt, zu leben?

Prinzessin Anne-Marie richtete sich mit einem Ruck in die Höhe — nein, das durfte und wollte sie nicht denken, sie durfte nicht verzweifeln, noch nicht — noch lange nicht. Sie mußte und wollte noch kämpfen und ringen, sich einen Platz im Leben erobern. — Es gab ja unzählige viele Menschen, denen es viel, viel schlechter ging als ihr, vor deren Tür täglich Hunger und Sorge standen, die krank waren oder ihre Liebsten in Krankheit dahinsiechen sahen, ohne die Mittel zu haben, ihnen zu helfen — o, sie hatte soviel Trauriges hier schon gehört und gesehen — und sie war doch jung und gesund und hatte noch Mittel genug, eine ganze Zeit ohne Einnahmen zu leben — nein, sie wollte noch nicht verzweifeln, sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen durch diesen plumphen Menschen, diesen ekelhaften Filmfabrikanten.

Sie kühlte sich ihr brennendes Gesicht mit kaltem Wasser und überlegte, ob sie Frau Justizrat Medinger am nächsten Tage künden wolle, oder sie vielleicht bitten, ihr die Mahlzeiten auf dem Zimmer servieren zu lassen — auf keinen Fall wollte sie Herrn Felberohn noch einmal bei Tisch gegenüber sitzen. Und die Pension Medinger gefiel ihr sonst ganz gut, Frau Medinger selbst war eine feine, lakvolle Dame, es wäre Anne-Marie schwer gefallen, sich nun wieder anderswo einzugewöhnen. So entschloß sie sich zu dem anderen Ausweg des Alleinelebens, am nächsten Mittag vorerst einmal ein leichtes Uebelbefinden als Grund für diese Maßregel vorschützend. Und sie war nachher dieses Entschlusses sehr froh, als sie hörte, daß Herr Felberohn plötzlich abgereist sei. —

Je näher Weihnachten rückte, je leerer wurde es in der Pension Medinger, einer nach dem anderen fuhr heim, um dieses schönste Fest mit seinen Lieben zu erleben. Nur Anne-Marie würde fremd und heimatlos, doppelt einsam in diesen Tagen sein.

War auch das Christfest seit ihrer Mutter's Tode niemals ein wahrhaft frohes und glückliches für sie gewesen, die Unwesenheit des geliebten Bruders, die mancherlei Mühen, ihn und Christine mit liebevoll ausgesuchten Gaben zu erfreuen, das Überlegen, für die Angestellten des Hauses passende Geschenke zu finden, die Anwesenheit und Krankenbesuchungen in der kleinen Residenzstadt, das hatte doch alles dazu beigetragen, einen verklärenden Schimmer auf jene Tage zu werfen, ihnen Weihnachtsstimmung zu geben.

Hier fehlte das alles, sie hatte hier niemand, der ihr nahe stand, niemand, dem an ihrer Anwesenheit etwas gelegen war.

Und als Anne-Marie dann am Heiligabend einsam neben dem kleinen Tannenbaum saß, den Frau Medinger ihr hatte nebst allerlei Weihnachtskledereien ins Zimmer stellen lassen, die Bilder des Bruders und der Freundin vor sich, ein Buch in der Hand, da klingelte es draußen, und das Zimmermädchen kam bald darauf und brachte ein Paket für sie.

Anne-Marie erschrak bis ins Innerste: wer konnte ihr ein Paket schicken? Wer wußte ihren Aufenthalt hier? Erst als sie einen Blick auf den Postabschnitt geworfen und dort Frida Karger als Absenderin gelesen, obte ihre Aufregung zurück — wie töricht sie gewesen war! Und dann kam Freude und Dankbarkeit über sie, daß es doch jemand gab, der an sie mit Zuneigung dachte, der sie erfreuen wollte.

Selbstgebackenes Marzipan und Konfekt schickte das alte Fräulein, einen selbstgeflochtenen kleinen Spitzkragen und dazu einen so lieben, herzlichen Brief, daß Anne-Marie die Tränen in die Augen traten. Es tat ihr leid, daß sie nicht auch daran gedacht, dem alten Fräulein eine kleine Freude zu machen, und so holte sie sich Tinte und Papier, um ihr wenigstens jetzt noch einen Brief zu schreiben.

Fräulein Karger fühlte sich so wohl in ihrer Stellung, hing schon so sehr an ihren jungen Pflegerbefehlen, daß sie nicht genug Worte des Dankes finden konnte. Und dann machte sie Anne-Marie den Vorschlag, auch nach Dresden zu kommen, falls sie in Berlin sich noch nicht befriedigend eingerichtet hätte, sie würde doch dann an ihr, an dem Hause, dem sie jetzt vorstand, und das viele gute Beziehungen hatte, einen Anhalt finden. Aber das wollte Anne-Marie nicht, sie wollte nicht schon nach kurzer Zeit Berlin verlassen, wenn sich ihr nicht gerade anderswo etwas ganz Sicheres bot. Und dann — sie hatte an Christine geschrieben, daß sie nicht in Dresden sei.

Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, dem Brief an Fräulein Karger ein kleines Briefchen an die Freundin beizufügen, nur ein kurzes Lebenszeichen, Grüße und Wünsche für das neue Jahr, die sie auch an Karl-Friedrich weitergeben sollte.

Das neue Jahr fing für Anne-Marie mit einer Freude an. Sie erhielt vom Verein „Bienenkorb“ die Nachricht, daß alle ihre dort ausgestellten kleinen Arbeiten verkauft seien. Und dann hielt sie mit einer ganz eigenen, süßen Freude ihr erstes selbstverdientes Geld — fast 100 Mark, in Händen. Es war doch ein Anfang, ein Hoffnungsstrahl, und gab ihr Mut, auszuhalten und weiterzustreben.

Die Pension Medinger füllte sich bald nach Neujahr wieder, und zu den alten Insassen war ein neuer Gast, ein Fräulein von Kammeler, gekommen, ein hübsches,

frisches, junges Mädchen, das im Bestalozzi-Fröbelheim Kochunterricht nahm und sonst noch allerhand bildende Vorträge anhörte.

Eines Tages bei Tisch erzählte Ursula von Kammler von den kunsthistorischen Vorträgen, die sie am Abend vorher in der Humboldtakademie gehört.

„Wundervoll spricht dieser Professor Heinrich Weber, so fassend, so begeistert, und dabei hat er ein prachtvolles Organ. Natürlich wird er furchtbar angeschwämmt, und seine Vorträge sind so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen kann.“

„Professor Heinrich Weber?“ wiederholte Anne-Marie fragend, während ihr Herz rasend schnell schlug und vor ihrem geistigen Auge das Bild eines großen, schlanken, jungen Mannes mit ernsten, klugen, grauen Augen auftauchte, des Mannes, dem ihre erste, schwärmerische Jungmädchenliebe gehört hatte.

„Ja, der Kunsthistoriker Heinrich Weber, der auch am Museum angestellt ist, kennen Sie ihn?“

Anne-Marie fühlte, wie sie errötete — unter den neugierig fragenden Blicken der anderen Tischgäste — es war ja etwas ganz Neues, daß Fräulein Müller einen Bekannten hatte — und in ungewohnter Verlegenheit sagte sie: „Ich — ich weiß nicht — es kann sein, daß mich die Gleichheit des Namens täuscht — der Herr, an den ich dachte, war Hauslehrer in einem vornehmen Hause.“

„Dann ist er's sicher, Professor Weber war früher Erzieher eines Prinzen, das weiß ich zufällig ganz genau“, sagte Ursula von Kammler lebhaft. „Nein, das ist wirklich interessant. Gehen Sie doch mal zu einem seiner Vorträge, Fräulein Müller, da werden Sie ja gleich sehen, ob es derselbe ist.“

„Ja, das werde ich tun“, sagte Anne-Marie kurz — „übrigens interessieren tut mich die Sache nicht.“

Und doch gab es wohl kaum etwas, das sie jetzt mehr interessiert hätte! Daß sie auch daran nicht gedacht, daß Heinrich Weber hier in Berlin war! Wie er wohl jetzt aussehen mochte und ob er sie wiedererkennen würde? Sie hatte jene Jugendschwärmerei längst begraben, aber sie hatte nicht vergessen, was der junge Gelehrte einst ihr und ihrem Bruder gewesen war und wieviel sie ihm verdankte. Es hatte auch Karl-Friedrich oft leid getan, daß jede Verbindung zwischen ihnen eingeschlafen war — wie sehr hätte auch er sich gefreut, den Freund seiner Jugend wiederzusehen. Sie besorgte sich ein Vorlesungsverzeichnis der Humboldtakademie und unterrichtete sich über Tag und Stunde seiner Vorträge, und klopfenden Herzens machte sie sich dann eines Abends auf den Weg.

Ursula von Kammler hatte nicht übertrieben: es blieb kein Platz leer und einzelne Bruchstücke der Unterhaltungen ringsum, die sie erhaschte, waren voll Lob und Bewunderung für Professor Weber. Und dann kam er. Sein schmales Gesicht, das sie einst barlos gekannt, war jetzt von einem dichten, dunkelblonden Vollbart umrahmt, aber sie hätte ihn doch sofort wiedererkannt, denn seine Art zu sprechen, seine Bewegungen waren die gleichen geblieben. Und trotzdem Anne-Marie ihre Gedanken eigentlich an dem Abend kaum konzentrieren konnte, ließ sie sich doch fesseln durch die geistvolle Art seines Vortrages über moderne Kunst.

Während er sprach, ließ er seine Blicke mehrmals über die vor ihm Sitzenden schweifen, und einmal — es konnte kein Fertum sein, suchte er leicht zusammen, als er Anne-Marie erblickte. Er wiederholte mechanisch den letzten Satz seiner Rede, während er sie noch einmal genauer ansah, dann hatte er sein Gleichgewicht wieder, aber sein Blick ruhte jetzt öfter ernst forschend auf ihr.

Als er geendet, verließ er sehr schnell das Podium, und was Anne-Marie nun fast erwartete, geschah — vor der Tür trat er ihr entgegen, lebhafteste Freunde im Gesicht.

„Mein, Durchlaucht, welche Überraschung, seit wann sind Sie mit den Ihren in Berlin?“

Sie legte warnend die Finger auf die Lippen, während sie einen fast scheuen Blick um sich warf.

„Bitte, Herr Professor, nennen Sie mich nicht Durchlaucht, ich bin infognito hier — ich heiße jetzt einfach Anne-Marie Müller“, flüsterte sie hastig und unter seinem verständnislosen Blick heiß errötend. Sie waren vor die Tür des Gymnasiums getreten, in dem der Vortrag stattgefunden hatte: „Ich habe mich mit meinem Vater überworfen, bin heimlich von zu Hause fort, niemand darf wissen, daß ich hier bin“, sprach Anne-Marie mit halberstimmter Stimme weiter.

Weber sah voll herzlichen Mitgefühls in ihr Gesicht: „Meiner Discretion können Sie sicher sein, Durchlaucht — gnädiges Fräulein, und meines Verständnisses auch — ich habe ja Ihren Herrn Vater genau kennen gelernt. Ich würde so gern Näheres von Ihnen hören — das heißt, wenn Sie mich Ihres Vertrauens für würdig halten im Gedenken an vergangene schöne Zeiten, da ich Ihnen und Ihrem Herrn Bruder ein Freund sein durfte.“

Anne-Marie traten die Tränen in die Augen. „Es würde mir eine Wohltat sein, mich einmal mit einem Menschen aussprechen zu können.“ — — — — —

(Fortsetzung folgt.)



Angstlich zu sinnen, was man hätte tun können, ist das Äbelste, was man tun kann. Richtenberg.

„Zigaretten ausverkauft.“

Man schreibt uns aus Wien: Das ist das neueste Wiener Kriegsschild vor den kleinen Zigaretten- und Zigarrenläden, den Tabaktrafiken, wie wir sagen, an deren Eingangstür — nach guter, alter Sitte — noch ein richtiges Ladenschild (ein langbärtiger Türke mit noch längerer Pfeife) prangt. Die Tabaktrafiken sind 1. und 1. Sie werden vom Staat auf Grund einer „Verschleißlizenz“ vergeben, meist an Offiziers- oder Unteroffizierswitwen, und der Staat hat da wirklich ein sehr gutes, ausgiebiges und wohlverbreitetes Instrument zur Versorgung von Kriegsinvaliden, Kriegswitwen und Kriegswaisen in der Hand. Kürzlich erst hat der Protektor der gesamten Kriegsfürsorge, Erzherzog Karl Stephan, einem beiderseits erblindeten Soldaten einen vollständig eingerichteten Tabak-Trafik zum Hochzeitspräsident gemacht. Das Geschäft nährt seinen Mann, der neben Rauchzeug auch Briefmarken, Zettungen, Lose verkauft und überdies eine Zeichenstelle für das kleine Lotto, die „Lotterie“, hat, mit den dazu unbedingt nötigen Wahrsage- und Traumbüchern. Der Tabaktrafikant (männlichen oder weiblichen Geschlechts, je nachdem) ist darum auch im Nebenamt so eine Art Kartenaußschlagentin. Ah, er spielt eine Rolle im Wiener Kleinleben. Er hat das Neueste aus der Zeitung vor jedem anderen gelesen, er weiß den ganzen Bezirksrat, er ist der Neuigkeitsbringer, der Berater und Tröster seiner ganzen „Kundschaft“. „Is halt Krieg, mei Dinkler, „Memphis“ gib's keine mehr. Überhaupt mit den Zigaretten . . . Nauchen's halt eine „Kurze“ (Zigarette)!“

Ja, „mit die Zigaretten . . .“ Und seither ist die Beliebtheit meines Freundes noch mehr gestiegen. Der Glückliche hat immer eine ganze hochgehäufte Schachtel „Memphis“, 100 Stück jede Woche, weil er dem Fräulein Tabak-Trafik gar so schöne Augen macht; er darf es, denn er ist Junggeselle, der Glückliche . . . Aber sonst sind die Verkäufer und Verkäuferinnen sehr streng und sehr genau und wollen jedem ein Wörtchen vom Maucherparadies zukommen lassen. Ein Herr kauft eben ein paar extrafeine Zigaretten, aber eigentlich raucht er nur Zigaretten. Vier Stück bewilligt das Fräulein. Der Herr verwahrt sie in seinem silbernen Etui. Mit Spionenaugen hat das Fräulein seinen Überfluß erfaßt. „Sie haben ja ohnehin die ganze Wäsche voll.“ „Sport“, sagt der Herr kleinlaut und ängstlich, daß sie den Handel rückgängig machen könnte, „nur Sport“, wer kann das rauchen? „So!“, sagt das Fräulein scharf. Geben Sie's her, die „Sport“; ich tausch sie Ihnen für Memphis um. Die Soldaten bestürmen mich um „Sport“.

Ja, das ist es, darum müssen wir uns diese kleine Entbehrung auferlegen; der Zigarettenkonsum des Heeres ist

erorn. Und sie sollen rauchen, unsere Soldaten, denn die Zigarette ist das wunderbarste, köstlichste Gift der Welt, es vereinigt die entgegengesetzten Eigenschaften in sich: es beruhigt und belebt die Nerven, es vertreibt die Langeweile und erhöht die Arbeitskraft, es verpestet die Luft und tötet die Bakterien, desinfiziert, verschleudert Müden und Läuse. Die Soldaten sollen rauchen. Und sie rauchen auch. Alle, alle. Nur einer nicht: Seine Eggellens der Herr Generaloberst Conrad v. Höbenorf, der in seinem ganzen Leben noch nicht eine Zigarre oder Zigarette geraucht hat.

Das aber macht den Konsum nicht geringer. Im Frieden schon war er ungeheuer groß. Die k. k. Tabakregie (seit 1694 sind in Österreich Tabak- und Rauchwaren Staatsmonopol) nahm im Jahre durchschnittlich über 800 Millionen Kronen ein. Und gerade die billigen und billigsten Sorten gingen reißend ab. Von der Zwei-Seller-Sportzigarette rund 4 Milliarden Stück im Jahr. Im Friedensjahr! Und da just die „Sport“ die Soldatenzigarette ist, ist die Nachfrage nach ihr (bei stark verringerten Arbeitskräften) noch mehr gestiegen. Darum also: „Zigaretten ausverkauft!“ Aber die Lonne verdirbt uns auch das nicht: die „Selbstgebrechte“ kommt eben wieder zu Ehren. Denn an Tabak fehlt es ja nicht so sehr. Schlimmstenfalls werden wir patriotische rauchlose Tage einführen, wie es einmal schon antipatibotische rauchlose Tage gab, als Mailand noch österreichisch war. . . . Um den Staat in seinem Steuermonopol zu schmälern, veranstalteten — 1948 — die Lombardischen Nationalitäten rauchlose Tage. Nun, die k. u. k. Dragoner erschienen lustig mit einer Kaiservirginia auf dem Mailänder Domplatz. Die Rauchlosen, denen der feine Duft niederträchtig in die Nase streich, wurden frech. Unruhen setzten ein, die dann zu den ersten großen Niederlagen führten, die sich die Italiener nun schon traditionell von Österreich holen. S. W.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Deutsch-amerikanisches Kindergebet.

Vater im Himmel, vernimm unser Fleh'n,
Dah' unser Deutschland nicht untergeh'n;
Steh' unserm Veldem zur Seite,
Sei du ihr Führer im Streite.
Bermichte den Feind, der mit frecher Hand
Entzündete schmachtvoll den Weltbrand;
Aus Habgucht, Neid und voll Lüge
Brach nieder der Froudschaft Bräde.
Weiser Beherrscher der himmlischen Heere,
Gib uns Gefingen zu Land und zu Meere,
Bermichte die mordende Notte,
Sei mit Deutschlands Heer und Flotte.
Väter da droben, im blutigen Strauch
Beschüße den Kaiser und schirme sein Haus;
In schwerster Schicksalsstunde,
Sei du mit ihm im Bunde.
Mein gütiger Vater, mit starker Hand
Beschüße auch der Eltern Heimatland.
Sie lehrten uns lieben deutsches Wort,
Herr, hilf! Sei Deutschlands Heil und Hort!
O, Beschüßer der Schwachen und Kleinen,
Im Gebet zu dir wir uns einen,
Sei gnädig, und führ' unsere Krieger
Zurück zur Heimat — als Sieger.

Wakimare, den 27. Januar 1916.

Hyazinthen. „Viel duftende Gloden, o Hyazinthe, bewege dich, — Aber die Gloden ziehen wie die Gerüche nicht an.“ Mit diesen Versen sang einst Goethe das Lob der Hyazinthe, die schon zu seiner Zeit gegen den Ausgang des Winters vielfach zum Blumen- und Blütenstempel der Zimmer, besonders aber als Feinschmuck, verwendet wurde. Die Hyazinthe zeichnet sich tatsächlich vor allen übrigen ihr verwandten Zwiebelgewächsen, der Tulpe, dem Krokus, der Iris usw., dadurch aus, daß ihr ein süßer angenehmer Duft eigen ist. Dies erklärt es auch, weshalb die Hyazinthe als Zimmerpflanze alle die anderen Zwiebelgewächse fast ganz aus dem Felde geschlagen hat. Wir bewundern aber die herrliche Pracht der blauen, roten und weißen Hyazinthenblüten nicht minder wie ihren Duft, und das einschränkende Urteil Goethes, der vielleicht in Weimar nicht die außer-

stensten Arten der Hyazinthe, vor allem nicht die gefüllten Hyazinthen, zu Gesicht bekommen hat, dürfte heute kaum allgemeine Zustimmung finden. Wir erfreuen uns an dem Anblick eines Hyazinthenbeetes im Schmuck der leuchtenden Farben der Blüten im Frühling, und die Hyazinthengewächse an unseren Fenstern sind uns ein lieber Vorbote des Frühlings mitten im Winter geworden. Um die Kultur der Hyazinthe haben sich besonders die Holländer große Verdienste erworben, die ja seit jeher sich ganz besonders die Pflege der Blumenzwiebelgewächse angeeignet ließen. Noch heute sind die Haarlemmer Hyazinthenzwiebeln die berühmtesten. Dies ist darauf zurückzuführen, daß einem Haarlemmer Blumengärtner des 17. Jahrhunderts, Peter Bruchem, zuerst die Kultur der gefüllten Hyazinthe gelungen ist. Wenn es uns nicht ungewissheit beglaubigt wäre, würden wir es nicht für glaubhaft halten, daß im 17. Jahrhundert für eine Hyazinthenzwiebel Preise bis zu 4000 Gulden angesetzt wurden. Das ist in Anbetracht der bedeutend höheren Kaufkraft, die das Geld früher hatte, eine ganz ungeheure Summe. In der damaligen Zeit wurde ja auch, wie man heute mit Staats- und Industripapieren an der Börse handelt, mit Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln ein lebhaftes Börsenspiel getrieben. Die Heimat der Hyazinthe ist Kleinasien; sie wurde von den Türken nach der Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453 nach Europa verbracht und gelangte von Konstantinopel auf dem Wege über Venedig und Wien nach Westeuropa und so auch nach Holland. Dieser wichtigen kulturhistorischen Tatsache müssen wir gerade heute unsere besondere Beachtung zuwenden. Auch an dieser Tatsache erkennen wir, wie die Türken, die heute mit den Ungarn vereint Schulter an Schulter mit uns und unseren Bundesgenossen gegen die Ententemächte kämpfen, uns so manchen Kulturfortschritt des Orients vermittelt haben. So verdanken wir ihnen auch die Bekanntschaft mit dem Kaffee; im Jahre 1683 wurde in Wien das erste Kaffeehaus errichtet, also in demselben Jahre, in dem sich die Türken nach der vergeblichen Belagerung Wiens und Österreichs zurückziehen mußten. Die Türken haben Europa auch die Tulpen, die Hyazinthen, den Jlieder, der ihnen zu Ehren in Deutschland vielfach auch „türkischer Jlieder“ genannt wird, sowie manche andere herrliche Frühlingsblume gebracht. Man denke sich einmal die hier genannten Blumen aus unserem Frühling hinweg, und man wird finden, daß die Blumenfreundlichen Türken doch sehr viel zur Verschönerung unseres Lenzes und seiner Blütenpracht sowie überhaupt zur Vermehrung und Bereicherung unseres Blumenschmuckes beigetragen haben.

Das englische Dienstbotenelend. Die „Daily Mail“ klagt in bitteren Tönen über den in ganz England herrschenden Dienstbotenmangel, der in der Welt ohne Beispiel dastehe. „Es ist der größte Mangel an Dienstboten“, schreibt das Londoner Blatt, „der jemals in irgend einem Lande festgestellt werden konnte. Es ist fast unmöglich, neue dienstbare Geister aufzutreiben, trotzdem die Lohnangebote schon äußerst hoch geschraubt sind. Die großen Betriebe sind genötigt, viele Hunderte Pfund für Anzeigen auszugeben, und selbst dann melden sich nur in den seltensten Fällen einige unzureichende Kräfte für die ausgetobenen Stellen. In den höheren Stellungen liegen die Dinge weniger schlimm, aber schließlich braucht man nicht nur Geschäftsleiter und Empfangsdamen, sondern auch Köche, Kellner, Köchinnen und Dienstmädchen. Besonders heuchel sind die herrschenden Verhältnisse für die kleineren Familien, die auf ein Mädchen für alles nicht verzichten können. Infolge der hohen Bezahlung der Mädchen und Frauen in den staatlichen Kriegsverhältnissen und infolgedessen an die Familien der im Felde stehenden Soldaten reichlich gezahlten Kriegszuschüsse finden sich nur wenige weibliche Wesen, die mit einer einfachen Stellung im Haushalt vorlieb nehmen wollen. So sind denn die Köchinnen und Dienstmädchen äußerst anpruchsvoll geworden. Sie verlangen höhere Löhne, und ganz besonders suchen sie sich recht viel Urlaub zu sichern. In London muß man einem Hausmädchen bereits mindestens drei Abende in der Woche freigeben, wenn man es behalten will. Die Mädchen stellen besondere Bedingungen für ihre Schlafräume und verlangen tägliche Belohnung des Wadeginners. Daher verändert sich auch die Haushaltung immer mehr. Man kauft Gasapparate zum Kochen und elektrische Heizkörper, um die fehlenden Dienstboten wenigstens einigermaßen ersetzen zu können. Besonders schwierig gestalten sich die Verhältnisse in den kinderreichen Familien, da auch Kindermädchen im England von heute zu den kostbaren Seltensheiten gehören.“

Schach

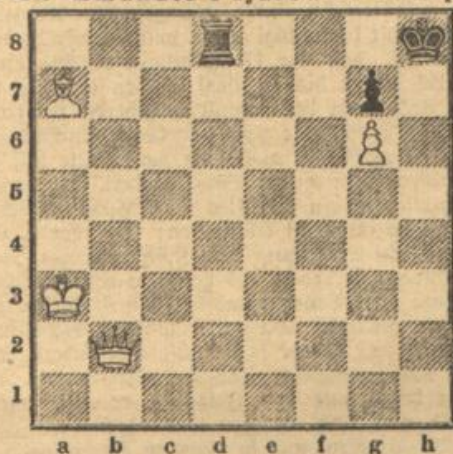
Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 20. Februar 1916.

Aufgaben.

Nr. 425. Emanuel Fajarowicz in Leipzig.



Matt in 4 Zügen.

Die in obigem Problem dargestellte Idee kommt in wohlgefügterer, abgeklärter Form zum Ausdruck. Die Geschicklichkeit des Verfassers verdient umso mehr hervorgehoben zu werden, als dieser im jugendlichen Alter von erst 14 Jahren steht.

Nr. 426. M. Veszin.

Weiß: Kh7, Df4, Ta1, b8, Lb5, Se1, g5, Ba5, f7] (9 Stück.)

Schwarz: Kc5, De4, Tbl, h4, Ld5, Sc2, Bd6, f5, h5 (9 Stück.) Matt in 2 Zügen.

Zu der Aufgabe Nr. 418 und 422.

Die Aufgabe, die wir in den letzten Schachspalten unter den Nummern 418 und 422 veröffentlichten, ist insofern lehrreich, als sie zeigt, welche Schwierigkeiten oft die lückenlose Durchführung einer Idee bereitet. Die dem Vierzüger zugrunde liegende Idee ist: Die Dame muß drei kurze Schritte machen, um im vierten Zuge das Matt zu erreichen. Dem Verfasser schien diese Idee auf der Diagonale a3-h1 am besten darstellbar. Notwendig erschien es ihm weiter vor allem, den schwarzen König so zu plazieren, daß ihm vor dem ersten Zuge der weißen Dame und auch nach ihrem ersten und zweiten Zuge ein Fluchtfeld offen stand, das sich nur durch einen kurzen Schritt der Dame decken ließ. Das erreichte er zwar durch die folgende Stellung: Kh1, Da8, Lb8, c8, Sc3, Ba4, b3, d2, g2, h2. — Kd6, Lh4, h5, Ba5, a6, c5, d5, g4, wenn der Schwarze hübsch brav die ihm zugeordneten Züge machte: 1. Db7, Ke5; 2. Dc6, Kf4; 3. Dxd5, g3; 4. Df5+; 3. ... Lg6; 4. Se1+. Aber wie sich nach Veröffentlichung der Aufgabe herausstellte, hatte die Sache doch einen Haken. Schwarz konnte nämlich auf 2. Db6 mit Lf7! antworten. 3. Lb8 half hiergegen nichts, da der schwarze König dann auf d4 entweichen und erst nach 4. Lf5, im 5. Zuge mit Se2 matt gesetzt werden konnte. Die Idee der Aufgabe ließ sich also nicht verwirklichen. Auch die abgeänderte Stellung 422: Kf1, Da8, Tg1, La7, c8, Sb2, Bb5, d2, d3. — Kd6, Ld4, h5, Bc5, d5, g4, g5, h4 führte nicht zum Ziel, da auf 1. ... Ke5 Weiß mit 2. Dg7+, Kf4; 3. Lb8+, Le5; 4. Df6+ das Matt in 4 Zügen zu erreichen war. Außerdem hatte diese Stellung den Nachteil, daß auf 1. ... c4, wie Herr F. S. gefunden hat, zwei Fortsetzungen möglich waren, nämlich 2. Lxd4 und 2. Sxc4+. Noch einmal legte der Verfasser die verbessernde Hand an die schwierige Bewältigung der Idee. Er gab der Aufgabe diese Stellung: Kbl, Da8, Tg1, La7, c8, Sb2, Bd2, d3. — Kd6, Ld4,

h5, Sg7, Bb5, c5, c6, d5, h4, aber mit dem unglücklichen Erfolge, daß jetzt das Matt bereits in drei Zügen: 1. Db7, Ke5; 2. Lb8+, Kf6; 3. Dxd5 erreicht wurde. Genügt nun die Hinzufügung eines weißen Bauers auf g7? Der Einleitungszug 1. Db7 ist nach wie vor unvermeidbar, 2. Tel, ein verführerischer Zug, scheitert an 1. ... Le2. Die gedachte Lösung der Aufgabe ist: 1. Db7, Ke5; 1. Dxc6, Kf4; 3. Dxd5, Lg6; 4. Tg4+; 3. ... Lf3; 4. Dg5+; 3. ... Lxg1; 4. Lb8+. Zur Durchführung der zweiten Variante: 1. ... c4; 2. Lxd4, Le8; 3. Tel, c5; 4. Le5+, mußte indessen die Aufgabe durch einen schwarzen Bauer ergänzt werden, da sonst auf 2. ... Le8 auch 3. Tg6+. LxT; 4. Dd7+; 3. ... Se6; 4. Txs+ möglich gewesen wäre. Die Aufgabe hat aber, wenn man weiter forscht, immer noch einen Fehler. Wer findet ihn und wie läßt er sich beseitigen? Laßt sich die dem Problem zugrunde liegende Idee nicht auch in einfacherer Weise verwirklichen? Wer wagt's?

Rätsel-Ecke

Auflösungen der Rätsel in Nr. 61.

Bilderrätsel: Wir kriegen, bis wir siegen. — Geheimschrift: Wir bauen auf Gott und unser gutes Recht. — Homonym: Bach. — Telegraphenrätsel: Waffenstreckung Montenegros. — Worträtsel: Trommelfeuer. — Auszählrätsel: Ferdinand von Bulgarien. (Es wird mit 5 ausgezählt.)

Für die Kinder.

Die Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ des „Wiesbadener Tagblatts“ war wieder ziemlich leicht, leider aber hat der Verfasser nicht beachtet, daß der schlaue Diener das bestohlene Weinlager seines Herrn auf recht verschiedene Weise umstellen konnte, um zu erreichen, daß sein Herr nach der Wegnahme von 4, 4, 4 und 2 Flaschen jedesmal trotzdem auf jeder Seite des Quadrats je 11 Flaschen zählte. Die Einsender der Lösung haben das Kunststück in so zahlreichen Variationen fertiggebracht, daß es uns aus Platzmangel unmöglich ist, alle anzuführen. Eine Lösung wird man in der nächsten Sonntag erscheinenden Nr. 5 der „Kinder-Zeitung“ finden. Da dabei die Stellung der Flaschen nach Wegnahme der 17. und 18. nicht berücksichtigt wird, beschränken wir uns heute darauf, einige Möglichkeiten dieser Stellung mitzuteilen:

605	704	803	902
000	000	000	000
506	407	308	209

Der bestohlene Herr muß natürlich unglaublich dumm gewesen sein, daß er trotz des Kniffes seines Dieners das Verschwinden der Flaschen nicht bemerkte, auch nicht, als zuletzt von den drei Flaschengruppen auf jeder Seite des Quadrats nur noch zwei übrig geblieben waren. — Richtige Lösungen sandten ein: Walter Braun, Erich Bort, Walter und Adolf Berger, Walter Becker, Hans Dietz, Gertrud Diez, Walter Degen, Fredi Engel, Wilhelm Elvers jun., Leony Feingold, G. Pickert, Heinrich Gertz, Hans Gebert, Maria Goeltger, Berthold Goldschmidt, Hildegard Grantzow, Kurt Hees, Hugo und Otto Hirschmann, Oskar Hüneke, Paul Hardt, Carl Hennemann, Walter Hennemann, Olga und Martha Hein, Willy und Kurt Jude, Fritz Kranz, Hannah-Rose Kayser, Elisabeth und Ludwig Kleemann, Netty Krug, August Klärner, Max und Hermann Kamenetzky, L. Küfner, Erich Klug, Karl Lückemeyer (zweimal), Erwin Lenz, Karl Lenz, Albert Marx jun., Karl Müller, Ilse Nordmann, Heinz und Wilhelm Oberhinninghofen, Finchen Pinkes, Fritz Reinach (Die Anfrage muß mit Nein! beantwortet werden), Helene Ratner, E. und Otto Reichardt, H. Seuffert, Hubert Schnädter, Albrecht Gruber, Lina Sinz, Oskar Storr, Frieda Schwenk, Erna Scheuermann, Editha Schipper, Karola Vassi-Aufée, Willi Merz, L. M. W. Wolfert, Otto Weber, Betty Weiler, Suschen Werner, Senta und Herbert Weygandt, Karl Weber, Gerhard Wüsten, August Wintermeyer, Selda und Frieda Zeillin, sämtlich in Wiesbaden, sowie R. Borkowsky in Biebrich am Rh., Karl Kopp in Erbenheim, Fritz Eitel in Sonnenberg, Karl Bechtel, Artur Heymach und W. Deichsel in Bierstadt, Walter und Otto Gruber in Dotzheim, Else Geromont und E. Geisse, sowie Mart. Freimuth jun. in Winkel, Lina Sprenger in Idstein a. T., Glogner in Montabaur, Walter Hille in Bitterfeld und L. P. aus Gudensberg bei Cassel. Auf Mitteilung der letzten Stellung beschränkten sich Elfriede Arnold, Hugo Brühl, Theodor Dinges, Elli Haacker, August Pfeiffer und Hedwig Schröder in Wiesbaden.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916.

Nr. 4.

Das Gebetbuch.

Eine Geschichte aus Russisch-Polen von Martin Proskauer.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Moses Rosenglut beugte sich vor der zerstörten Synagoge zu seiner Enkeltochter, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Du geh, Riffe, mein Goldkind, und bet' mit zu unserm Gott, daß er uns alle soll erlösen von de Russen!“

Er seufzte tief auf, dann wandte er sich ab und stieg die Stufen zur Tür empor, während das Kind auf der Seitentreppe zur Frauen-galerie verschwand. Der alte Moses trat in die Synagoge, wo er schon fast alle jüdischen Männer von Czranow versammelt fand. Gebückt, mit krummen Rücken und langen grauen Bärten, standen die Juden von Czranow da, hüllten sich in die großen weißen Gebetmäntel und nickten einander schweigend zu, während ihre Augen mit hilflosem Ausdruck durch den Raum liefen.

Das Gotteshaus sah böse aus. In den Wänden und Dachsparren klasten große Löcher, und die Steine lagen als Schutt und Staub auf dem Boden. Die Holz-galerie, die den Platz des Vorbeters umschloß, war von Arthieben zersplittert, und der Vorhang des Allerheiligsten hing zerfetzt vor der leeren Lade.

Die Männer nickten sich in stillem Verstehen schweigend zu. Es war gut, alles so zu lassen, wie es lag. Aufräumen und Ausbessern hätte nur die Aufmerksamkeit der Russen geweckt — und damit neue Plünderung und Erpressung. Es hatte ja auch niemand mehr Geld. Seit fast einem Jahr strömten die Scharen der Russen durch, hochmütige Gardeartilleristen, dumme Sibirischen, betrunkenen Uralföskan; ein Trupp blieb, ging weiter, ein anderer lag im Quartier — aber jeder einzelne bedrückte die Juden, erpresste Geld und Waren, ließ sie prügeln oder schlug selbst — je nach Rang und Lust — und so lebte das Häuflein armer Familien unter täglicher Not und Quälerei angstvoll dahin.

Der Vorbeter erhob die Stimme. Und die Männer hörten auf den jahrtausendealten Klang ihrer Sprache und beteten die Worte im Herzen und mit murmelnden Lippen nach.

„Höre Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig!“ flüsterte der alte Moses Rosenglut mit, der, so lange er denken konnte, jeden Freitag Abend hier in der Synagoge von Czranow gestanden und diese Worte gebetet hatte. Jetzt war dieses Haus, in dem er seinen Gott gefunden hatte in guten und bösen Stunden, ein häßlicher Trümmerhaufen; die goldenen Leisten am Allerheiligsten, die er als Kind bewundert hatte, waren hölzerne Splitter und die silbernen Sterne an der Decke von Staub und Schmutz verdeckt. Was würde werden, wenn die Russen einmal fortgingen? Wer richtete ihr schönes Gotteshaus wieder her? Nie hatte Moses Rosenglut

so sehnlich Geld gewünscht wie jetzt. Wäre er reich, so hätte er eine neue Synagoge schenken können, wie der alte Moses selber, und würde Ehre vor Gott und den Glaubensgenossen ernten.

Der Gottesdienst war aus. Die Männer schoben die Gebetbücher unter den Arm und gingen schweigend, ein stiller armseliger Zug, ihrer Wege.

Vor der Tür wartete auf Moses Rosenglut schon Riffe, sein Enkelkind, mit der er allein in dem kleinen Hause am Dorfrand wohnte.

Als er nach Hause kam, stand vor der Tür der russische Offizier, der bei ihm im Quartier lag, der Stabsrittmeister Gawriloff, und winkte mit der Reitpeitsche.

„Vorwärts, Jud!“ schrie er, ein plumper, verwahrloster aussehender Kleinrusse. „Wo steckst Du denn? Du sollst mir die Stiefel putzen!“

Dabei wies er auf seine mit Lehm und Straßenschmutz bedeckten Reitstiefel.

„Entschuldigen, Euer Gnaden“, sagte der Alte, „es ist doch heute Freitag!“

„Na und?“ fragte Gawriloff verständnislos.

„Es ist doch Freitag Abend — Schabbes!“ sagte Rosenglut schüchtern erklärend, „da darf me' doch nicht arbeiten!“

„Ach so!“ lachte Gawriloff, „das ist Euer Sonntag? Ach was — vorwärts — putz mir die Stiefel! Was hast Du da für ein Buch?“

„Mein Gebetbuch, Euer Gnaden, nur mein Gebetbuch.“

Mit einer rohen Bewegung riß der Stabsrittmeister dem Juden das Buch unter dem Arm weg.

„Zeig' mal her!“ Er blätterte darin. „Na, die Teufelschrift kann ja kein Mensch lesen.“

„Euer Gnaden“, bat der Alte ängstlich, „geben Sie mir mei' Gebetbuch widder, ich brauch' es doch morgen früh!“

„Nein“, rief der Rittmeister, „das Buch wird konfisziert, zur Strafe, weil Du nicht dagewesen bist. Du hast nicht beten zu gehen, wenn Du meine Stiefel putzen sollst.“

Er lachte laut über seinen Witz und stieß den Juden vor sich her gegen die Tür.

Am andern Morgen saß der alte Moses Rosenglut in einer Ecke seiner Stube, stützte den Kopf in die Hände und murmelte vor sich hin. Riffe, das kleine, schwarzhäarige Mädchen mit den hellen Fuchsaugen, strich durch das Zimmer und sah erstaunt und angstvoll auf den Alten. Schließlich kam sie näher.

„Großvater“, sagte sie schmeichelnd, „gehst du nicht in den Tempel? Es ist doch Schabbes!“

Der Alte gab keine Antwort und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. Risse schmiegte sich an ihn. „Willst du nicht beten geh'n?“ mahnte sie. Der Alte hob den Kopf mit dem langen, grauen Bart und sah seine Enkeltochter kummervoll an.

„Wie kann ich beten?“ flüsterte er, „wenn mer der Russe mein Buch weggenommen hat?“

„Aber Großvater“, sagte Risse tröstend, „gehste beten ohne Buch!“

„Nein“, beharrte der Alte eigensinnig, „Moses Rosenglut geht nicht in'n Tempel ohne sein Buch. Das Buch ist zum Beten — und de Sünd' kommt auf den Russen!“

Er senkte den grauen Kopf und starrte wieder bekümmert vor sich hin. Langsam ging Risse hinaus. Der alte Großvater tat ihr so leid. Sie schlich auf den Gang, wo das Zimmer des Stabsrittmeisters lag. Er war zu Hause, denn hinter der Tür hörte sie lautes Sprechen und Lachen. Da kroch Risse hinter der Treppe in den dunklen Winkel und wartete. Stundenlang saß sie so und starrte mit den Fuchsaugen auf die Tür.

Da klapperten auf der Straße Pferdehufe, ein Soldat stürmte in den Gang, riß die Tür auf und schrie eine Meldung. Im Innern des Zimmers klang ein Gluch, gleich darauf stürzten der Stabsrittmeister und noch ein Offizier heraus und eilten auf die Straße.

Risse lauschte eine Weile den immer ferner klingenden Hufschlägen, dann huschte sie in das Zimmer des Rittmeisters. Hastig sah sie sich um. Der Tisch lag voller Papiere, ihre Hände glitten dazwischen durch, dann zog sie die Schublade auf. Da lag ja schon, was sie suchte, das Buch, oben auf. Sie nahm es, versteckte es unter ihrer Schürze und schlich zur Tür hinaus.

Bald darauf ratterten Wagenzüge auf der Straße, Reiter trabten mit geschwungenen Peitschen hinterher, fluchend und wetternd kam der Stabsrittmeister Gawriloff zurück und brüllte nach Moses Rosenglut.

Und als der Abend kam, war kein russischer Soldat mehr in Czranow. In wilder Flucht waren sie vor den anrückenden Deutschen nach Osten zurückgegangen. Zwei Tage später kirrten deutsche Geschütze durch das Dorf, und wo bisher der russische Rittmeister gehaust hatte, wohnte jetzt ein preussischer Leutnant. Das Dorf und die Juden von Czranow atmeten auf.

So kam Freitag Abend heran. Und als es dunkelte, huschte Risse zum Großvater und brachte ihm aus dem Winkel, wo sie es solange versteckt hatte, das Buch. Der Alte war vor Überraschung sprachlos, dann presste er das Buch unter den Arm, nahm Risse bei der Hand und eilte zur Synagoge. Mit stillem, lange nicht gefühltem Behagen nahm er seinen Platz ein und schlug das Buch auf.

Da fuhr er zurück. Statt der altvertrauten, hebräischen Schriftzeichen standen da russische Buchstaben und Zahlen, Wörter und Sätze in russischer Sprache, in die sein alter einfacher Verstand keinen Sinn hineinfinden konnte. Verdutzt schüttelte er den Kopf. Was hatte Risse da nur gemacht? Und als der Gottesdienst aus war, trippelte Risse betrübt neben ihm, denn es war klar, daß sie das Buch verwechselt und irgend ein anderes aus der Schublade des Rittmeisters Gawriloff genommen hatte.

So gingen sie beide aus der zerstörten Synagoge voll trauriger Gedanken heim.

An der Haustür stand der Leutnant und rauchte eine Zigarette.

„Nanu, Moses“, rief er, „warum machen Sie denn so'n betrübtes Gesicht?“

Moses schüttelte den Kopf.

„Es is passiert e' Irrtum, Herr Offizier“, sagte er, „aber me' muß es eben ertragen!“

„Nun, erzählen Sie 'mal“, sagte der Leutnant, und Moses berichtete. Der Offizier horchte auf.

„Wo ist denn nun das andere Buch?“

„Hier“, sagte Moses und zog es aus dem Kasten, „es wird nicht wert sein, was kann schon Gutes von de Russen kommen?“

Der Leutnant lachte:

„Geben Sie mal her, ich kann ja ein bisschen russisch“, sagte er und nahm das Buch. Plötzlich suchte er zusammen und hob den Kopf.

„Moses“, sagte er scharf, „woher haben Sie dieses Buch?“

Der Alte sah ihn erstaunt an.

„Gott der Gerechte, Herr Offizier, ich hab's doch schon erzählt!“

„Ist das wahr?“

„Was soll's nicht wahr sein?“ beteuerte Moses, „wollen Se die Risse fragen?“

Aber der Leutnant hatte sich schon umgedreht und war, wie er ging und stand, davongestürmt.

Am nächsten Morgen raste ein großes graues Auto durch Czranow und hielt vor dem Hause des Moses Rosenglut. Als der Alte neugierig in die Tür trat, stieg der Leutnant gerade aus, gefolgt von einem älteren Offizier, der auf ihn zukam.

„Erzellenz“, sagte der Leutnant, „das ist der wackere Herr Moses Rosenglut, der glückliche Finder!“

Der General sah den Alten prüfend an, dann sagte er:

„Herr Rosenglut, erzählen Sie mir doch noch einmal die Geschichte mit dem Buch!“

Moses erzählte, dann wurde Risse gerufen und berichtete ihrerseits nochmals. Der General wandte sich an den Leutnant.

„Ich bin Ihrer Meinung, Herr Leutnant, hier ist keine Falle zu befürchten, das Mädel hat wirklich in aller Unschuld den russischen Geheim-Kode für Funkentelegraphie erwischt!“

Verständnislos horchte Moses hin. Der General zog ein Papier aus der Tasche.

„Hier, mein lieber Herr Rosenglut, ist eine Anweisung auf 1000 Rubel. Die können Sie an der Feldhauptkasse in Lodz jederzeit einkassieren. Sie haben uns — wenn auch unwissentlich — einen großen Dienst geleistet!“

Und er hielt ihm die Hand hin, die Moses schüchtern erfaßte. Dann verbeugte er sich, denn er fing an, zu verstehen.

„So e wichtiges Buch hat de kleine Risse genommen?“ fragte er.

„Sehr wichtig“, bestätigte der Leutnant, „so eine Art Geheimsprache, die uns sehr nützt!“ fügte er erklärend hinzu.

„Und de Russen schad't es sehr?“ fragte Moses weiter.

„Sehr“, bekräftigte der Leutnant.

„Dann is es gut“, sagte Moses Rosenglut befriedigt und steckte die Anweisung sorgfältig ein.



Deutsche Städtebilder.

Heilsberg, das ostpreussische Rothenburg.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Welch' Heil ist mir von diesem Heilsberg widerfahren!" rief entzückt ein junger Architekt aus, mit dem ich dort zusammentraf. Und wahrlich! dieses Städtchen, das man in Ostpreußen die „Perle des Ernlands“ nennt, ist ein echt deutsches Juwel, das in der funkelnden Krone germanischer Stadtschönheiten einen Ehrenplatz verdient. Läge Heilsberg nicht in unserem „fernen Osten“, es wäre vielleicht so berühmt wie Rothenburg; denn es ist auch solch ein Dornröschen, das durch Jahrhunderte den Märchenschlaf der Vergessenheit geträumt und nun als ein unversehrtes kostbares Wunder in unsere Gegenwart hineinragt. Die einzigartige Schönheit und Kraft der Städtebaukunst der Ordenszeit ist in diesem alten Bischofssitz, der in der höchsten Blütezeit der Deutschritter seine Prägung erhielt, am deutlichsten bewahrt, und mit der Kunst wetteifert die glücklichste landschaftliche Lage, um dies Heilsberg zu einem unvergeßlichen Eindruck zu gestalten. Die Erweckung und Entdeckung Ostpreußens für das übrige Deutsche Reich, zu der der Krieg Anstoß gegeben, wird besonders Heilsberg zugute kommen. Damit es aber schmuck und schön, das Alte in einen neuen Rahmen fassend, aus seiner Verborgenheit heraustrete, wird auch hier durch die Patenstadtbewegung eine Brücke der Freundschaft und Hilfe vom Westen nach dem Osten geschlagen, indem Düsseldorf Heilsbergs Patin geworden ist.

Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, da lag dies zwischen Berg, Fluß und Wald so lieblich eingebettete Idyll noch in einer kaum von der modernen Kultur berührten Weltabgeschlossenheit. Da tönte nur Posthornschall und kein greller Eisenbahnpfiff durch die alten Straßen und an den dunklen, winkligen Stadtmauern leuchteten sich des Abends die Einwohner mit ihren Handlaternechen heim. Heute besitzt Heilsberg mehrere Eisenbahnverbindungen; elektrische Bogenlampen gießen ihr helles Licht über den Markt mit seinen gemütlichen Lauben und über die hohen Giebel, die spitzen Dächer. Die alte Wasserleitung von 1390, die vom Schloß über die malerische Röhrenbrücke führte, ist durch eine moderne Central-Wasserleitung und Kanalisationsanlage ersetzt. Neues Leben erblüht allenthalben, ohne die alte Romantik zu stören, die nun erst weiteren Kreisen erschlossen werden soll.

Nachdem es den Glanz der Ordensritter, die Pracht des bischöflichen Hofes, die Kämpfe mit den Polen, die Verwüstungen durch die Schweden, die Besetzung durch die Russen durchlebt hatte, nachdem eine Flut von Kriegsgreueln, Feuersbrünsten, Hungersnot und Pestilenz über die Stadt hingerauscht — lag Heilsberg hundert Jahre in stillem Frieden. Erst beim Russeneinfall Ende August 1914 ritten wieder Kosaken durch die Straßen, und rings um die Mauern entfaltete sich das Gewirr feindlicher Massen. Direkt durch Brand gelitten hat Heilsberg fast garnicht. Ein guter Stern waltete über der schönen Stadt, die selbst in rohen Moskowiterherzen einen Schimmer von Menschlichkeit erweckt zu haben scheint. Die Russen sagten nämlich, einen so hübschen Ort wollten sie schonen, sie würden ihn später zu ihrer Residenz machen. Ein schmerzliches Opfer freilich forderte der Krieg. Die alte liebe Schloßmühle, die sich mit ihrer feinen Dachlinie und dem guten Fachwerk so harmonisch in das herrliche Gesamtbild des Schlosses einfügte, ging in Flammen auf am Tage vor dem Einzug der Russen, vielleicht als Signal eines Spions an die Feinde. Heute wirft nur noch das große Gefangenenerlager, das sich in der Nähe der Stadt dehnt, einen halb kriegerischen Schatten in ihre Straßen und es ist ein eigenartiges kulturge-

schichtliches Bild, wenn man aus dem Burghof oder durch die wehrhafte Enge des hohen Tores, durch diese Zeugen urdeutscher Größe, in langem Zuge die Söhne der slawischen Welt, dieser uralten Feinde des Ordens, zur Arbeit marschieren sieht. Im Schloß selbst, dem einstigen Sitz des Fürstbischofs von Ernland, der hier mit seinen Junkern ein halb kriegerisches, halb mönchisches Leben führte, herrscht wieder reges soldatisches Treiben. In den wundervollen Remtern liegt Landsturm, alles Berliner, und sie haben sich häuslich eingerichtet, wo einst die Ritter im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz klirrend einherschritten und der Kirchenfürst Tafel hielt.

Da wo das flüßchen Simser sich in die Wasser des vielgewundenen Alleflusses ergießt, auf einer Art Halbinsel im schluchtenreichen Tal, umsäumt und durchzogen von hellen Fluten, gelehnt an dicht belaubte Höhen, lugen die freundlichen Dächer Heilsbergs aus der lieblichsten Landschaft heraus und sammeln sich um die weithin ragenden Wahrzeichen der Stadt: das von trutzigen Türmen bekrönte Viereck der Burg und dem mächtigen Turm der Pfarrkirche mit seinen wunderlichen drei später daraufgesetzten Kuppeln, vor denen so traulich der goldene Erzengel Michael als Schutzpatron ins Land winkt. Am Eingang in den alten eigentlichen Stadtkern, über den Heilsberg allerdings allenthalben herausgewachsen ist, steht wie ein breitbeiniger Riese, zwischen dessen Füßen die Menschen behutsam hindurchschlüpfen, das hohe Tor, einer der gewaltigsten Bauten seiner Art, wie für die Ewigkeit aufgerichtet mit den beiden dicken Ecktürmen, die es noch stützen und tragen, dem mächtigen niederen Dach, das wie einen schmückenden Reif um die Stirn einen zierlichen Spitzbogenfries trägt. An dieses Tor schließt sich die alte Stadtmauer, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts einen schützenden Wall um die Häuser legte, aus 3. T. bunten Ziegeln schmuck und fest gefügt, von wehrhaften „Erkern“ belebt und später von Häusern überdeckt, die wie phantastische Nester mit weit herausragenden Obergeschossen auf die innen herumführende Gasse hängen und wunderliche Schatten über das holprige Pflaster werfen. Reizende Blicke bieten sich überall, wenn man durch das winklige Gewirr der Dächer, die Hügel und Baummassen hervorlugen sieht oder plötzlich ein enger Durchgang wie in einem kunstvollen Ausschnitt ein Bild weit sich dehnender Felder eröffnet. Die heimliche gemütliche Stimmung dieser alten Welt klingt harmonisch weiter in dem geschlossenen Viereck des Marktes, über den bis vor einem halben Jahrhundert das reich gegiebelte, gotische Rathaus mitten aus seinen „Hakenbuden“ ragte. Auf drei Seiten des Marktes sind noch die alten Lauben erhalten, Erinnerungen an die schlesische Heimat der ältesten Kolonisten Heilsbergs, die auch noch in dem „breslauischen“ Dialekt der Gegend fortleben. Mit ihren lauschigen Gängen binden sie die charakteristischen Giebelhäuser zu einer Einheit zusammen, und zu ihnen gesellen sich der Turm der Pfarrkirche, der von der einen Seite herübergrüßt, und die Zinnen der Burg, die über die Dachfirste der nächsten Straße ragen und überhaupt von allen Seiten Heilsbergs als der weithin beherrschende architektonische Grundton zu sehen sind.

Die katholische Kirche ist ein einfacher, dreischiffiger Hallenbau aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der in edlen reinen Linien über den Ufern der Alle emporsteigt. Die strengen wuchtigen Formen der Ordenskunst sind in Turm und Dach durch barocke Aufsätze

ins Abenteuerlich-Bezagliche verkehrt; aber diese polnischen Kuppelhelme und Dachreiter stören nicht, sondern verleihen dem Bau nur eine besondere anmutige, unvergeßliche Note. Schließlich ist ja auch die Kirche wie Heilsbergs ganze mittelalterliche Mauerherrlichkeit architektonisch nur ein Vorklang zu der Burg, die man mit Recht „den hervorragendsten Bau in ganz Ostpreußen“ genannt hat und die ein Meisterwerk der Ordenskunst, ein Denkmal deutscher Größe und deutscher Schönheit ist, zu dem man wallfahrten müßte, und würde wie zur Marienburg, wäre sie nicht in dem Raum aus seinem Märchenschlaf geweckten Heilsberg.

Wie wundervoll liegt schon dieses aus Backstein in so kräftigen und doch so feinen Linien erbaute Viereck, das im lichten klaren Glanz seiner Ziegelmauern sich über den dichtbelaubten Flußufern, den reichsten Gartenanlagen, über dem Gewimmel kleiner Häuser und den breit gelagerten, lang gestreckten Dächern der Vorburg leicht und lustig emporreckt. Diesem mächtigen Bauwerk, dessen wahrhaft gigantische Wandgefüge wir dann staunend bewundern, nehmen die Gunst der Lage, die schlanken Ecktürmchen, über die der höher ragende, aber auch aus dem viereckigen Fundament achteckig aufwachsende Bergfried erst gebietet, nehmen die spitzbogigen Nischen, die anmutigen Profile der dunkelgrauen Dächer jede Schwere. Das Höchste, was die Ordenskunst vollbracht hat: die völlig einheitliche Verschmelzung erdenhaft gedrungener Wucht und einer ziervoll tänzerischen Schwungkraft, hier ist es im Ganzen wie im Einzelnen erreicht. Obgleich Hochschloß und Vorburg aus den verschiedensten Zeiten stammen — der durch mannigfache Restaurationen nicht angetastete Hauptteil der Burg aus des Ordens höchster Blütezeit zwischen 1350 und 1400, die Vorburg aus der Mitte des 1800. Jahrhunderts — fügen sie sich doch prächtig zusammen, und der stolze Überschwang der herrlichen Gotik erklingt wohlklingend in den behäbigen Linien dieser ganz einfachen vornehmen Zopfzeitbauten, in diesem wie ein barocker Wächter dastehenden dickbauchigen Turm, in den schön geschwungenen Bogen der alten monumentalen Flußbrücke.

Hat man sich gemugsam ergangen in dem Wegegewirr des alten fürstbischöflichen Gartens, auf der breiten Promenade des Philosophen-Dammes, an den nun trocken gelegten Hängen des Schloßteiches und Wallgrabens, hat man einen Blick geworfen in den düster schauerlichen Hohlweg der einstigen „Richtstätte“, dann steigt man durch den Vorhof über die Stätte des nun verschwundenen, im 17. Jahrhundert luxuriös angelegten Vorschloßes zur Burg, in die uns statt der früheren schönen Spitzbogen-nische ein niederer Torweg führt. Auch die hohen gotischen Fenster der Außenwand, die magisch ins Land leuchteten, sind zum Teil vermauert und viereckig gemacht, als die polnischen Bischöfe hier ihre barocke Residenz dem Hauptbau vorlegten. Aber nun empfängt uns auch schon die reinste, edelste Gotik in dem wundervollen Kreuzgang dieses ritterlichen Klosters, dieser bischöflichen Burg. Nennt man die Baukunst mit einem oft wiederholten Wort „Stein gewordene Musik“, dann ist dieser Kreuzgang eine Fuge, in der zwei Tonarten harmonisch nebeneinander hergehen und zum schönsten Zusammenklang verschmelzen: eine wuchtige, ernste, schwere: das Erdgeschloß mit den gedungenen Granitpfeilern, den breiten, die starke Ziegelmauer tragenden Bogen, und eine zierlich schwebende, zarte, hohe, jubelnd leichte Tonart: der obere Umgang, auf dessen schlanken achteckigen Säulen aus schwedischem Kalkstein ein ganz unwahrscheinlich luftiges, licht gespanntes, enkörpertes Gewölbe errichtet ist. Was unten massig und erdenhaft auf festen Füßen sicher steht, das ist hier oben zum anmutigen Reigentanz spitzer Bogen und zierlicher Wöl-

bungen gewandelt. Von den feinen Konsolen an den Wänden springen die schlanken Rippen im geordnetesten Durcheinander zu dreieckigen Feldern und Kappen zusammen und beseelen die Decke mit einem vibrierenden Leben aufstrebender und niederstiegender Kräfte. Das Wunder des gotischen Sterngewölbes, dieses höchsten Schmuckes der Ordenskunst, der sich im Heilsberger Schloß mit am reichsten entfaltet, offenbart sich hier zuerst und erscheint noch gesteigert in der Decke des „großen Remters“.

Gedenkt man im Anblick der unendlichen Formenfülle dieser Gewölbe der einfachen, strengen Kreuzgewölbe in den Sälen des Erdgeschosses mit den schweren Ziegelrippen, so fühlt man den gewaltigen Fortschritt dieses Stils in wenigen Jahrzehnten. Wie die Blätter einer reich entfalteten, steinernen Rose schießen die Strahlen der Rippen aus den reich geschmückten Schlüsselsteinen hervor, und die einzelnen Joche dieser zwölftteiligen Sterne fügen sich zu einer Gewölbeeinheit von klassischer Schönheit zusammen. Im plastischen Schmuck seiner Konsolen und Schlüsselsteine, im reichen Glanz der heute unrettbar verlorenen Wandmalereien, im bunten Flimmern der hellen Ornamente auf dem einst purpurnen Grund der Gewölbefelder muß dieser Saal den festlichsten Eindruck gemacht haben. Hier hielt der Bischof Tafel, und wie feierlich, reich und würdig es dabei zugeht, zeigt uns eine alte lateinische Hausordnung des Heilsberger Schlosses von 1470, die ein glücklicher Zufall bewahrt und die eine der originellsten und anschaulichsten Schilderungen vom Alltagsleben des Mittelalters ist. Noch reicher, ja fast zu reich in der Appigkeit seiner Rippenprofile wirkt das „Kleine Remter“, dessen Gewimmel von Bogen, Fialen und Streben durch eine einzig schöne, merkwürdig gut erhaltene Bemalung zusammengeschlossen ist. Die Fülle der Felder und Bogen ist hier in vier Rosetten zusammengefaßt. Aber so schön auch die feinen Laubmuster auf dem roten Grunde wirken, so gut sie mit dem Blau — Weiß — Rot der Rippen harmonisieren — es ist doch statt der edlen Einlinienheit, die im großen Remter ein Abbild des Firmamentes bietet, hier eher die bauschige Pracht eines Teppichzeltes angedeutet.

So erleben wir eine Entwicklungsgeschichte des Sterngewölbes und seiner Ornamentik. Auch die ganze Anlage der Burg mit ihrer klaren Anordnung der Dächer, dem noch deutlich erkennbaren Wehrgang, der prächtigen Kapelle, deren Sterngewölbe freilich heute unter einer übrigen vortrefflichen Kokofoausgestaltung des Ganzen zurücktreten, ist besonders charakteristisch und typisch für die Ordensburgen. Das gilt gleichfalls von Turm und Keller. Steigt man die Treppen des riesigen Bergfrieds empor, um dann bewundernd die weite Aussicht über das weite gesegnete Land ringsum zu genießen, so steht man staunend vor den ungeheuren Backsteinen, die, im gotischen Kreuzverband ehern zusammengefügt, von Cyclopen geschichtet zu sein scheinen. So bauten nur der Orden. Und steigt man hinunter zu den in ihrer Art einzigen Kellern, die dreifach übereinander gewölbt, bis tief unter das Flußbett der Alle reicht, bis zum tiefsten Kerkerraum, der schauerlichen „Kammer der Vergeffenheit“, dann erkennt man wieder: So baute nur der Orden!

Nach dem Glauben des Volkes streckten bei den Ordenschlössern die Wurzeln des Baues, die Kellergewölbe, sich so tief in die Erde hinunter, wie die Türme ihre Zinnen hoch in die Lüfte hinauf. Bei der Heilsberger Burg ist das wirklich beinahe der Fall, und auch deshalb wird sie uns zum Symbol dieser herrlichen, preußischen Ordenskunst und Kultur, die so unvergänglich fest im heimischen Boden verankert war, wie sie kühn, frei und stolz in Himmelshöhen emporstieg.

Frankreichs Schuldkonto.

Schon tobt der Krieg seit Jahr und Tag. —
Ob auch die Meute wütet:
Das deutsche Schwert hat Schlag um Schlag
Den Heimatberg behütet.
Germaniens Wacht ist stark und fest,
Der Feind ist im Erliegen
In Süd und Osten, wie im West
Ein Wehren und ein Siegen. —
Heut schau'n wir in der Zeiten Lauf
Und schlagen Frankreichs Schuldbuch auf.

Ward einst uns Straßburg, Meß geraubt,
In Zeiten, längst entwichen,
Wir nahmen Siebzig, was geklaut. —
Dies Konto ist beglichen.
Doch steht ein Posten noch zu Buch
Der ist „Die Pfalz“ beschrieben,
Ein Wort, das wie ein Racheſchuch
Im Herzen uns verblieben.
„Verbrennt die Pfalz!“ gelst in uns fort
Des „Sonnenkönigs“ Teufelswort.

Und blutig, im Erinnern, loht
Die Flamme aus hundert Städten.
Geschändete Weiber und Raub und Tod,
Und Jammern, Schrei'n und Beten.
Entsetzen, Folter, Mord und Brand. —

Aus jenen Schreckenstagen
Seht mahnend noch am Neckarstrand
Die Schloßruinen ragen,
Und aus den toten Steinen schallt's:
Auf, Deutsche, Rache für die Pfalz!

Und nun im Buch ein ander Blatt,
„Der Korse“ überschrieben.
Was einst das Schwert gerächt auch hat,
Ein Rest ist noch verblieben,
Ein starker Rest, heißt Väterblut,
Heißt Hohn und Schimpf und Schande,
Heißt Tränen und zerstörtes Gut
Und heißt: zertret'ne Lande.
Nun zahl' den Rest uns, fauler Wicht!
Auf weit're Stundung rechne nicht!

Und möchtest du heut frech und frech
Aufs neu' die Schulden mehren:
Wir machen endlich reinen Tisch!
Das werden wir dich lehren!
Und wehrst du gegen unsre Faust
Dich noch so wild und zähe,
Horch, wie's aus Deutschlands Gauen braust:
Dir, Frankreich, wehe, wehe!
Du, grimmigen Leides gift'ger Born,
Nun schmede Deutschlands Rachezorn.

Walther Schulte vom Brühl, Neckarsteinach.

Sankt Helena.

Eine unveröffentlichte Unterredung Napoleons mit einem Engländer.

Von Paul Frémeaux *)

(Nachdem verboten.)

Nur wenige Reisende, die an dem Felsen von Sankt Helena anlegten, konnten sich dem gefangenen Napoleon nähern. Deshalb sind die Erzählungen, die uns von jenen sehr flüchtigen Zusammenkünften mit dem modernen Prometheus überliefert worden sind, sehr gering an Zahl; es existieren ihrer kaum zwanzig. Durch einen merkwürdigen Zufall ist nun bis zum heutigen Tage der nachfolgende Bericht, der im „Public Record Office“ aufbewahrt wurde, unveröffentlicht geblieben, obwohl er zu den wichtigsten zählt. Es ist eine Unterhaltung, die der schon schwer kranke Kaiser zwei Jahre vor seinem Tode mit einem vornehmen Engländer hatte. Napoleon verlangte in dieser Unterhaltung seine Übersiedlung in ein milderes Klima als das der Tropen, oder wenigstens eine bessere Behandlung auf dieser elenden, ungesunden Insel. Ferner wünschte er die Zurückberufung seines Peinigers Hudson Lowe nach England. Der Engländer, mit dem der Kaiser sich hier unterhält, war ein hoher Beamter aus Indien, Namens Ricketts. Er war ein Verwandter des ersten Ministers Lord Liverpool. Um das ihm Gesagte besser zu verstehen, ist es notwendig, einige Einzelheiten über die Krankheit des Kaisers kennen zu lernen.

Napoleon befand sich seit dem 15. Oktober 1815 auf der Insel. Der Kummer über die Verbannung und sein untätiges Leben beeinflussten seinen Gesundheitszustand ungünstig, und er begann gegen Ende des Jahres 1816 zu kränkeln. Man konnte das Leiden, das sich in einem schlechten Allgemeinbefinden äußerte, zuerst nicht bestimmen. Dann glaubte der Kaiser — und wie später die Section ergab, mit Recht — daß er leberkrank wäre. Sein Arzt O'Meara behandelte ihn danach,

aber dieser mußte im Juli 1818 die Insel verlassen, weil ihm der Gouverneur Hudson Lowe nicht wohl wollte. Ein anderer Arzt, den Napoleon 1819 zuzog, der Marinechirurg Stokoe, stellte gleichfalls eine Leberentzündung fest, und auch er wurde entfernt.

Nach Stokoes Abreise blieb der Kaiser ohne ärztliche Hilfe, und da er sehr zurückgezogen lebte und es vorkam, daß er sich manchmal wochenlang in seinem Haus in Longwood vergrub, wurde es für Hudson Lowe sehr schwierig, regelmäßig Nachrichten über ihn zu erhalten. Der beunruhigte Gouverneur, den die Furcht verfolgte, daß sein Gefangener entweichen könnte, drohte nun gewaltsam, in seine Wohnung einzudringen und ihn zu zwingen, sich täglich einem Offizier zu zeigen. So lagen die Dinge, als Ricketts auf seiner Reise von Indien nach England in Sankt Helena Halt machte. Napoleon glaubte, daß Ricketts, der ein Vetter Lord Liverpools war, gern als sein Fürsprecher auftreten und vor dem britischen Kabinett seine Verteidigung übernehmen würde. Die Unterhaltung mit ihm sollte gleichsam der letzte Versuch sein, um den totbringenden Existenzbedingungen ein Ende zu machen. Leider mißglückte dieser Versuch. Man glaubte in London oder tat, als ob man glaubte, daß der Kaiser sich mit Unrecht beklagte. Ricketts hörte seine Beschwerde nur skeptisch an. Dies beweist ein langer Bericht an Lord Liverpool, den der folgende Artikel abgekürzt und unter Fortlassung von Wiederholungen und unrichtigen Bemerkungen wiedergibt.

„Es war gegen vier Uhr“, berichtete Ricketts, „als ich mich mit dem Grafen Bertrand in das Haus Bonapartes begab. In der langen, engen, dunklen Galerie, die wir zu überschreiten hatten, standen nebeneinander Diener aufgereiht, und der Graf, der sich Oberhofmarschall nannte, führte mich in einen ganz kleinen Raum. Bonaparte lag im Bett, um den Kopf hatte er ein rotes Taschentuch geschlungen; er schien schon drei oder vier

*) Von dem bekannten Napoleon-Forscher Paul Frémeaux, dem Verfasser des Werkes „Der sterbende Napoleon“, können wir die folgende bedeutsame Veröffentlichung, die neues Licht auf den Gefangenen von St. Helena wirft, unsern Lesern vorlegen.
Die Schriftlitz.

Tage nicht rasiert. Das Zimmer war so schlecht erleuchtet, daß es mir nicht möglich war, seine Züge genau zu erkennen, aber als gleich darauf Kerzen hineingebracht wurden, konnte ich sie ziemlich gut sehen. Sein Gesicht war nicht gelber, als man es gewöhnlich geschildert hat, die Augen lagen nicht sonderlich tief, und meiner Ansicht nach wies nichts darauf hin, daß er leberkrank war oder ein anderes Leiden hatte. Er lag im Bett — einem Feldbett — und hatte den rechten Arm um die Metallstäbe gelegt, den Rücken durch ein Kopfkissen gestützt. Er bewegte sich einige Mal, wobei er Zeichen des Schmerzes kundgab. Er schien mir ein wenig schwerhörig. So weit es mir möglich war, ein Urteil zu fällen, erschien er mir viel stärker, als man ihn gewöhnlich schilderte. Der starke Kopf mit den dicken Wangen, der tief in den Schultern saß, die fetten Hände, überhaupt das Gesamtbild war das eines Mannes, der zur Korpulenz neigt.

„In brummigem Tone bat er mich Platz zu nehmen, und wie es schien, war diese Aufforderung schon eine ungewöhnliche Ehre. Ich setzte mich ihm gegenüber, Graf Bertrand nahm sich rechts vom Bett einen Stuhl. . . Napoleon drückte sich mit Leichtigkeit aus; wie ja schon häufig bemerkt wurde, ist seine Sprache energisch und spöttisch. Ich brauchte nur wenig zu sprechen, er stellte mir nicht viele Fragen, aber er sagte öfter: „Verstehen Sie?“ Er leitete seine Unterhaltung damit ein, er hätte erfahren, daß ich von Indien nach England zurückkehrte und daß ich ein Verwandter Lord Liverpools wäre. In barschem Tone fragte er mich nach dem Grad meiner Verwandtschaft mit dem Lord. Ich antwortete ihm, daß die Grafen Bertrand und Montholon ihm wohl schon erklärt hätten, daß ich nicht ein Bruder Liverpools wäre, wie man ihm irrtümlich erzählt hätte. Napoleon bemerkte nun, daß dieser Irrtum das Vergnügen mich zu sehen nicht beeinträchtigte, und ich ebenfals Lord Liverpool über seine Lage unterrichten könnte. Wahrscheinlich hätten Seine Gnaden keine Ahnung von den Beleidigungen und Schändlichkeiten, denen er von Seiten Sir Hudson Lowes ausgesetzt wäre; sonst hätten Sie den Gouverneur schon längst seines Amtes enthoben. Sicher hätten Sie diesen Schritt getan, denn er kenne Seine Gnaden als menschlich und gerecht und Sie wüßten wohl auch nicht, daß er, der ein schweres Leberleiden hatte, jeder ärztlichen Hilfe beraubt wäre.

„Sagen Sie Lord Liverpool“, fuhr Napoleon fort, „daß ich diese Insel, die Leuten mit meinem Leiden verhängnisvoll ist, verlassen möchte. Ich bin seit langem krank, augenblicklich sehen Sie mich bettlägerig, Sankt Helena ist ungesund, unter den Truppen der hiesigen Garnison herrscht große Sterblichkeit. Man sollte mich irgendwo in Europa unterbringen, aber mich nicht in einem tropischen Klima lassen, in dem ich an Leberentzündung dahinsiehe. Ihre Minister sollen mir in einer englischen Provinz einen Wohnort anweisen, sie werden es nicht zu bereuen haben. Ich bin Soldat, und ich werde mein Wort nicht brechen. Ich weiß, daß man mir einwenden wird, französische Offiziere hätten, als sie in England gefangen waren, ihren Eid gebrochen, aber die in Frankreich gefangenen englischen Offiziere gaben ihnen ein Beispiel. Ich habe eine Liste ihrer Namen. . . Meine Gefangenhaltung hat Ihrer Regierung schon eine Million Pfund Sterling gekostet, und die Ausgaben hier sind wahrscheinlich nicht zu vermeiden. Es ist ein Wahnsinn, soviel Geld zu verschwenden. Es wäre eine bessere Politik, mir zu gestatten, behaglich und mit Komfort in Europa zu leben, anstatt mich zwischen vier Mauern in den Tropen einzusperren.

„Ich halte es für unmöglich, daß Lord Liverpool auch nur die leiseste Ahnung davon hat, wie ich von Sir Hudson Lowe gequält und verfolgt werde. Der Spionage- und Polizeidienst, den er hier organisiert hat, erinnert an Sizilien. Er hat mir meinen Chirurgen O'Meara entzogen, weil dieser nicht auf seine Absichten

eingehen wollte, und er hindert mich, einen anderen Arzt zu nehmen, obgleich ich krank bin, und er weiß, daß ich zu Bett liege. Er hat bei dem Grafen Montholon durch seinen Sekretär, Major Gorrequer, einen Brief abgeben lassen, in dem er erklärt, daß, wenn ich mich nicht dem Ordonnanzoffizier zeige, man mit Gewalt in meine Wohnung eindringen werde. Sagen Sie ihm, wovon Sie sich ja selbst überzeugen können, daß mich diese Drohung veranlaßte, die drei elenden Räume, die ich bewohne, fest verschlossen zu halten, und niemand hier eindringen kann, wenn er nicht über meine Leiche geht. Man stirbt nur einmal, ob durch einen Bajonettschiff oder auf andere Weise, ist gleich. Ich bin Soldat. Wenn man mich ermorden will, soll man es gleich tun! . . . Ich habe die für meine Gesundheit so notwendigen Spaziergänge aufgegeben, so lange Sir Hudson Lowe auf Sankt Helena bleibt, weil ich mich weder selbst seinen Unverschämtheiten aussetzen will, noch diejenigen Personen, an die ich gelegentlich zwei oder drei Worte richte. Will man mir O'Meara nicht wieder schicken, so soll man mir einen französischen oder englischen Arzt senden, der in keiner Beziehung zum Militär steht und einen guten Ruf hat. Lord Liverpool sollte hier einen Ehrenmann als Gouverneur einsetzen, der weiß, was sich gehört, Sir Hudson Lowe ist nur zu niederen Diensten verwendet worden, entweder als Spion oder am ein Korps von Räubern und korrumpierten Mördern zu organisieren. Er ist hinterlistig, launenhaft, jähzornig und grausam. Beobachten Sie nur seine weißen Wimpern und Augenbrauen, er sieht doch nicht wie ein Gentleman aus, sondern wie ein wütender, gemeiner Kerl. Man hat in London die Prävention, über mein Wohlbehagen zu wachen, und glaubt, es mir zu verschaffen, wenn man viel für mich ausgibt. Aber Sankt Helena gehört zu den Orten, in denen der Lebensunterhalt unendlich viel kostet. Die Hälfte des Geldes, das man auf dieser Insel verschleudert, würde zu meinem Unterhalt und meiner Bewachung in jedem Teile Europas genügen. Die gegen mein Entweichen ergriffenen Maßnahmen sind nicht nur überflüssig und lästig, sondern auch für jedermann widerlich. Der Gipfel des Unsinns ist es jedoch, daß man augenblicklich ein Haus für mich baut, das Unsummen kostet, und das ich nie bewohnen werde, wenn man mich nicht dazu zwingt. Ich verabscheue diesen Bauplatz, der keine Bäume hat und der Kaserne gegenüber liegt. Ich kann die Nase nicht aus dem Fenster strecken, ohne eine rote Uniform zu sehen, und die Ohren werden mir von dem Trommelwirbeln weh tun. Ich werde die Wache dort vor meinen Augen aufgepflanzt finden und sogar das „Halt! wer da!“ der Schildwachen hören. Kann man als gefangener Soldat etwas Schimpflicheres erleiden?

„Ich wünsche, daß Lord Liverpool direkt mit mir korrespondiert. Lebte Pitt noch, so würde meine Behandlung eine andere sein. Er würde nicht gestatten, daß man mich quält, wie es Sir Hudson Lowe tut. Mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung würde er darauf halten, daß ich meine Bequemlichkeit habe und man mich in Frieden läßt. Ihre Nation ist großmütig, sie wird schließlich darüber in Entrüstung geraten. Das Kabinett gewinnt nicht dadurch; es wird vielleicht gestürzt werden. Weshalb befiehlt Lord Liverpool nicht, daß eine Untersuchung über die hiesigen Geschehnisse eingeleitet wird, und weshalb beruft er diesen Gouverneur nicht ab? Ich wiederhole, daß ich direkt mit ihm korrespondieren möchte, oder daß ich in England einen Verteidiger haben will, der mein Fürsprecher bei den Ministern ist. Man stellt ihnen die Dinge falsch dar. . .“

Nachdem Napoleon so gesprochen hatte, diktierte er dem Grafen Bertrand ein Verzeichnis seiner Klagen und hauptsächlichsten Anliegen, das er Riccets übergab. Es lautete folgendermaßen: „1. Ich will die Insel verlassen, weil ich eine chronische Leberentzündung habe. — 2. Wie auch meine Lage sein mag, so verlangt es

doch das politische Recht, in meine Nähe einen Mann von Ehre zu setzen, der Formen hat. — 3. Man möge mir den Doktor O'Meara wiedergeben oder einen französischen oder englischen Arzt, der in keinen Beziehungen zum Militär steht und einen guten Ruf hat. — 4. Man soll mich nicht zwingen, das neue Haus zu bewohnen, weil es der Kaserne zu nahe steht und sich in dem Teil der Insel befindet, der keine Bäume hat, ich will unter Eichen leben. — 5. Lord Liverpool soll den Befehl

erteilen, nicht gewaltsam in das Innere meines Hauses zu dringen und mich nicht zu bedrohen. — 6. Er möge mich zu einer direkten Korrespondenz mit ihm berechtigen, die ich versiegeln kann, die nicht durch Lord Bathursts Hände geht, oder mir erlauben, mich an einen Peer des Königreichs zu wenden, der mein Advokat bei dem Minister ist, so wie Lord Holland. Das ist das beste Mittel, damit das Publikum sich nicht mehr mit mir beschäftigt. . . .“

Großstadt-Spaziergang.

Von Josepha Metz.

(Nachdruck verboten.)

„Wir wollen einmal spazieren gehen, ob wir keine Wölfe sehen!“ Schlug eine — er kam noch nicht, schlug zweie — er kam noch nicht. „Es kommt ja doch kein Wolf, Tante.“ „Nein, Susi. Das heißt“ . . . „Nee, Tante, der Wolf sitzt ja im Zoo hinterm Gitter.“ —

Ach ja, hinterm Gitter! Es sitzt so vieles hinterm Gitter, was schön ist, wenn auch ein bißchen zum fürchten. All die lieben, guten Gespenster sitzen hinterm Gitter und schrecken niemand mehr, nicht das kleinste Kind. „Der schwarze Mann“ ist längst in Pension gegangen. Die weiße Frau — nicht die aus dem Schloß, sondern die kleine bescheidene, die in Privathäusern spukte und von Profession eine friedliche Gardine war oder ein unschuldiges Handtuch.

Neue Gespenster aber, moderne, gibt es, so viel ich weiß, nicht, oder es magte sein, daß sich irgendwo „der wilde Chauffeur“, der wirklich „fliegende“ Holländer, sowie die weiße „Poiret-Frau“ etabliert haben, ohne daß ich davon gehört.

Aber es sollte hier eigentlich gar nicht die Rede von Gespenstern und wilden Tieren sein, sondern von Susi und mir.

Also, nachdem wir uns darüber geeinigt haben, daß doch kein Wolf kommt, betreiben wir ein zweckmäßigeres Spiel: wir lesen Firmenschilder, ich etwas schneller, Susi etwas langsamer, aber mit gleichen Resultaten: Wir wissen, daß hier Hermann Krause einen Zigarrenhandel betreibt und Paul Meinecke die Fußböden bohrt. Der kaufmännische Betrieb ist in dieser Gegend etwas schleppend, aber jetzt wird es gleich interessanter: „Groß-Desillation“. Ein umfangreiches Wort, weit umfangreicher als das, was es besagt.

„Was ist das, Tante?“

„Du siehst wohl, was es ist.“

„Da trinken welche.“

„Nun also.“

„Aber trinken die immer bloß große Gläser voll?“

„Nein, meistens kleine leer.“

„Warum heißt es denn Groß?“ . . . —

Das andere schwere Wort spart sich Susi. —

„Warum? Ja“ . . .

„Der Laden ist doch auch man klein, nicht, Tante?“

„Gewiß, sehr klein.“

„Also warum . . . Tante?“

„Das ist eben die Hochstapelei der Straße.“

„Was?“

„Ach so.“

„Is das auch'n Geschäft?“

„O, und was für eins!“

„Was verkaufen sie da?“

„Allerhand.“

„Wie heißt das? Ich hab's nicht behalten.“

„Hochstapelei, sie hochstapeln.“

„Is das auf Berge steigen?“

„Auch das gehört manchmal dazu.“

„Steigen die Leute da drin denn auf Berge?“

„Gewiß, sie gehen über die Lügenbrücke, besteigen den Berg ihrer Phantasie, und“ . . .

„Och, Tante, die Lügenbrücke, die gibt's ja gar nicht.“

„So, die soll es nun auch nicht mehr geben?“

„Nee, die is man bloß für Kinder, die noch ganz klein sind un dumm.“

„Ich glaube, ganz dumme Kinder können nicht lügen.“

„O, fein! Tante. Sicher! Lügen kann man immer.“

„So? Na, das ist ja erfreulich.“

„Aber man darf's ja nicht.“

„Nein, schade.“

„Schade? . . . Tante!“ . . .

„Weißt Du, Susi, es ist natürlich nicht schade, denn es ist ganz schrecklich, wenn man lügt. Lügen haben meistens kurze Beine und . . .“ —

„Kurze Beine? Dann is die Berta 'ne Lüge, die hat ganz kurze.“

„Euer Kindermädchen. Nein, das ist keine Lüge, das ist brutalste Wahrheit. Euer Kindermädchen, das immer sagt: Nu erzählen Se die Kinder man bloß nicht so'ne Märchen, wo nir von wahr is, erzählen Se se man lieber, wie man sich keine Fiecken in die Kleider macht und mit die Schuhe nicht ins Wasser jeht.“ —

Susi nickt verständnisvoll. „Hauen tut se auch.“

„Also hauen tut sie auch? Na!“ . . .

„Aber nicht widersagen, Tante, sonst haut sie noch

„doller“ sagt sie.“

„Sie muß hinterm Gitter!“ —

„Nicht, Tante, un Märchen, die sind doch schön, besonders wenn sie sich kriegen.“

„Ja, das ist grad das allermärchenhafteste.“ —

„Müch . . . und . . . Sah . . . nen . . . Hal . . . le“ entziffert Susi im Weitergehen.

„Siehst Du, das ist wieder eine!“

„Was? Das vorige war doch 'ne Dess“ . . .

„Eine Hochstapelei mein ich, aber das verstehst Du erst, wenn Du groß bist.“

„Warum sagst' es denn jetzt schon?“

„Weil ich's mal sagen möchte.“

„Möchten große Leute denn auch mal was?“

„O, liebe Susi, was möchten große Leute nicht manchmal alles!“

„So? Na, denn sag's man ruhig, wenn ich's auch nicht versteh.“

„Ich danke Dir, Susi, aber alles, was ich gern möchte, kann ich Dir doch nicht sagen, auch, wenn es mich sehr erleichtern würde, mich einmal gegen einen guten Menschen auszusprechen.“ —

Susi hebt den Kopf und sieht mich an, stolz und strahlend: „Bin ich das, der gute Mensch?“

„Ja, Susi.“ —

Sie wird rot vor Freude. — — —

Die „Müch- und Sahnen-Halle“ von einem Quadratmeter Umfang ist längst Vergangenheit geworden, wir buchstabieren bereits: „Schuh — Pa . . . last!“ — Herrlich! Wunderschön! Das ist doch noch ein Stück Romantik, wenngleich der Inhaber auf der einen Stufe, die die Freitreppe markiert, nicht sehr an Ritterschaft

gemahnt. Auch die sechs Paar Schuhe, die sich durch Spiegelaufwand ins Ungeheuerliche multiplizieren, stechen etwas ärmlich vom Prunkname ihrer Heimstätte ab.

Susi drängt merkwürdig schnell weiter, und wir stehen nun vor dem „Konfitüren-Haus“, nachdem wir eine „Wurst“ und eine „Bro.fabrik“, sowie eine Pension „allerersten Ranges“ als Belanglosigkeiten hinter uns gelassen haben. Wir stehen still. Es ist sonderbar, wie ähnlich ein Bonbonladen dem Magnetberg ist. Gibt es Kinder, die an Bonbonläden „vorbeigehen“?

„Susi“, beginne ich.

„Nee, Tante“, — Susi liest nicht mehr Firmen-schilder, sondern Gedanken. — „Wenn's Dir recht is, ich zieh lieber aus'n Automaten.“

Es war mir recht. Aber der Automat fehlte.

„Ja“, meint Susi, „denn is woll das beste, wir gehn in'n Zoo, da is einer.“

„Nein, Susi, diesen Umweg über 1½ Mark Entree, Löwe, Tiger und Waschbär machen wir lieber nicht.“

„Denn wollen wir in das, wo die Automaten alle zusammen drin sind.“

„Da gibt es aber keine Schokolade und Bonbons, Susi.“

„Das macht nig, denn zieh ich 'ne Wurststulle oder mit Käse.“

Es ist ihr also zunächst ums „Ziehen“.

Ich hab einen guten Gedanken.

„Komm mal mit.“ —

Einträchtig wandern wir zum nächsten Postamt, wo Susi mir beseligt zehn einzelne Marken „zieht“. Die Süßigkeit wird aus einem soliden Geschäft nachgeliefert. Aber dieser Einkauf ist nicht so einfach.

„Susi, was möchtest Du?“

„So was mit was drin.“

„Was für sowas?“

„Es ist rot mit gelb.“

„Es ist vieles rot mit gelb.“

„An es piept.“

„Es piept sehr vieles. Such Dir nur etwas von diesen Sachen aus. Wilst Du Schokolade?“

„Schokolade auch.“ —

Dies „auch“ ist etwas beängstigend. —

„Erst mal Liebesperlen.“

„Liebesperlen?“

Susi nicht ernsthaft, auch die Ladeninhaberin nicht ernsthaft, und Susi erhält eine Tüte voll bunter Zucker-kügelchen kleinsten Formats.

„Was nun noch?“

„Nougat hart.“

Wo sind die Tage hin, da man noch mit Inbrunst Johannsbrot kaute, Süßholz sangte, sich in Lakritzen verbiß oder Lederzucker, auch Jungfernlleder genannt, langzog? Wo die Stunden, da ein Pfeffermünzplätzchen Seligkeit und ein Mohrenkopf ein Königreich bedeutete?

Susi erhält Nougat hart. —

„Nu Sahnebonbons.“ —

„An nu . . .“

„Nu gar nichts mehr.“ schiebe ich ein Stöckchen vor.

„Denn will ich die Sahnebonbons wiedergeben an lieber . . .“

„Um Himmels willen, Kind! Du bist doch nicht etwa mit „Tausch“ erblich belastet? Wer in der Familie war es doch, der . . .“ —

„Na, denn will ich man alles behalten un bloß einmal . . . bloß einmal an der Kasse drehn, daß es „ping“ macht.“

Gott sei Dank! Du bist ein Kind, ein Kind mit kindlichen Gelüsten, mit der Ehrlichkeit und gutherzigen Barbarei des richtigen Kindes.

Susi macht fünfmal „ping“ an der Patent-Kassen-kasse, dann noch einmal, damit es eine grade Zahl ergibt.

Wir stehen wieder auf der Straße. Ein schöner Paß breitet sich vor uns hin, ein Paß, ganz bunt von Kindern.

„Na, Susi, möchtest Du'n bischen mitspielen?“

„Nee, hier nich.“

„Warum nicht?“

„Spielen tu ich nur gern mit Kindern, die ich kenne, fremde Kinder fragen immer so viel . . .“

„So, so, nur „fremde“ Kinder?“

„Sag mal Tante, warum ist da eigentlich das weiße Holzgitter?“

„Das ist eine Pergola, die wird im Sommer schön schattig gewesen sein.“

„Ich war mal hier im Sommer, da schien die Sonne so, un als wir uns unter das Ding setzten, schien sie immer noch. Un einmal da hat's geregnet, un da waren wir nachher ganz gestreift: ein Streifen naß un ein Streifen trocken. Wie's Gebrapferd, sagte Bertha.“

Wirklich, sie hat recht, diese Pergola ist eine Drohne.

„nen Luftballon! nen Luftballon!“ jubelt Susi plötzlich auf.

Ich suche nach Zeppelin, Parseval. . . . Es ist ein violetter Gasballon, der sich losgerissen hat.

„Eigentlich is so'n Luftballon doch viel schöner als so'n Zeppelinluftballon, nich, Tante?“

„Eigentlich ja, aber . . .“ Ach was, fort mit der Pädagogik! — „Gewiß ist er schöner, Susi.“

„Tante, die Engel die kriegen doch jetzt viel mehr zu sehen als früher, wo's noch keine Luftballons gab. Ob sie sich woll freuen?“

„Sicher.“

„Einmal sagte Berthe, es gibt gar keine Engel, da habe ich sie aber ausgelacht, daß sie noch so dumm wäre.“

„Da hast Du wohl recht, Susi, immer auslachen, wenn jemand an Illusionen rüttelt.“

„An was?“

„Na ja, an den Engeln und das andere Schöne.“

„Es gibt 'ne Menge was Schönes, nich Tante?“

„O, Susi!“

„Aber man kriegt's nich immer. Das is so, wie wenn man weiß, es sind Kakes in der Kakesdose, aber man hat sie nich.“

„Ach Susi, diese Kakes, die man nicht hat, muß es auch geben. Sie sind die Spannung im Leben oder die Sehnsucht oder . . .“

„Welche sind mit Schokolade drauf, aber bei den schönsten, da ist das Süße drin.“

„Ja, mein liebes Kind, das ist die Erkenntnis des . . .“

„Tante!“

„Was denn?“

„Ich spreche doch von Kakes.“

„Du hast recht, Susi, bleiben wir bei den greifbaren Dingen des Lebens.“ —

Etwas Blicgendes taucht empor: ein Schutzmann. Susi versinkt in einem tiefen Knig. Der prachtvolle Schutzmann steht, einen Handschuhfinger in der Luft und sieht über das Staubatom Susi hinweg nach einem wichtigeren Schlächterhund, der ohne Marke herumzulaufen scheint.

„Susi, warum machst Du denn einen Knig? Kennst Du den Schutzmann?“

„Ne, aber ich mache immer Knige vor Schutz-männern.“

O weh! Das gibt zu denken! Ich sehe Susi von der Seite an . . . nein, ich werde sie nichts fragen. Sie hat so liebe rote Bäckchen, eins etwas dicker als das andere, vermutlich mit einem Sahnebonbon gepolstert, mit Nougat hart oder Liebesperlen. Und sie hat so vergnügte blizblaue Augen. Und sie hat da so eine wunderschöne gelbe Locke hängen, die bei jedem Schritt wippt. Ich werde sie nichts fragen. Ich werde sie nur genießen, wie man den Frühling genießt als die schöne Hoffnung, die herrlichste Erfüllung verheißt, trotz der kleinen Sonderbarkeiten, die man so gern verzeiht, weil es eben der Frühling ist, der sie besißt.